

Beilage zu Nr. 95 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstadt, den 13. August 1887.

Kläre.

Eine Geschichte aus den Tagen des Aufschwungs.
Novelle von Josef Kant.

(2. Fortsetzung.)

Kläre lachte hell auf und sagte dann: „Jetzt, Vater, versteh' ich erst, was Sie meinen! Hät' ich mit Schleiter und Federhut Wasser geholt, so wär's ein hübscher Scherz gewesen; — aber im Kleid der früheren Tischlerstochter.“

„Kläre!“ rief Vattenbach fast bittend.

„Nur ohne Sorge, Vater. . . Ich seh' es ein, daß künftig nur mehr meiner Schwester das Wasserholen schön lassen wird! . . . Die junge Baronin im Schleppkleid, Perlen um den Hals, die Finger voll Diamantenringe mit dem Krug nach dem Brunnen — das muß Glanz machen und in den Büchern aufbewahrt werden, wie Kaiser Josephs Arbeit auf dem Felde! — Wenn nur die Schwester recht lange Schleppkleid, Perlen und Diamanten behalten wird!“

„Wie meinst Du das?“

„Vater — der junge Herr Baron ist adelstolz und leicht; er sucht das Geld der Schwester und wenn er's einmal hat — wird er's auch bald genug garnicht mehr haben — aber die Schwester auch ihn nicht mehr. . . Ich seh's voraus, ich merk's an vielem. Mir ist die Welt nicht, wie der Schwester, mit Brettern ver schlagen, so viele Bretter mein Vaterhaus auch schon zerlegt und verhöhelt hat!“

„Kläre!“

Die mit betrübter Heftigkeit Gerufene trat zur Seite des Lehnstuhles, drückte das dicke väterliche Haupt sanft ans Herz, legte ihm zärtlich die Hand auf den Scheitel und sagte mit guter, milder Stimme: „Nichts für un gut, Vater; — ändern werd' ich nichts mehr können, aber sagen hab' ich's einmal müssen. . . Auch träumt mir manchmal schon — gestern zum Beispiel: Euer Reichthum ist wie ein Thurm von Silber aufgerichtet gewesen, man hat die Spitze nicht mehr sehen können, so hoch war er; — da kommt ein wüster, grinsender Geselle daher, streckt den langen, magern Finger aus, langt boshaft an die Seite des Silberthurms — und mit einem Höl lengetöse neigt dieser um, schlägt unser Haus, Sie und die Schwester in Stücke — und schont mich nur, weil ich eben zur Seite stehe. . . Vater — mög' Euch das Unglück nicht wirklich treffen. — Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt und kann's erwarten. Aber wartet Ihr nicht mehr — und verlaßt den kaiserlichen Herrn nicht! So ein Ehrentag kommt selten wieder.“

VIII.

Werner hatte einen Theil des Vormittags dem Studium seiner Rolle gewidmet, war dann bei einigen Vorträgen erschienen und machte Nachmittags, das schöne Wetter benützend, mit einigen Kollegen einen Ausflug, von dem er erst gegen Abend in einer Stimmung zurückkehrte, die zwischen Abspannung und Aufregung auffallend wechselte.

Der Frau Sieblein erklärte er seinen Zustand mit der Bemerkung, daß er einen neuen Menschen angezogen habe und „Räuber und Mordbrenner“ geworden sei; das böse Gewissen lasse ihn nicht mehr zur Ruhe kommen — Frau Sieblein möge daher einige Rücksicht haben und nicht zu sehr erschrecken, wenn sie ihn Nachts rumoren, Stühle umwerfen und wilde Flüche gegen Schicksal und Menschen ausstoßen höre. Es sei so böse nicht gemeint, Blut werde unverzüglich nicht fließen, auch werde Niemand um sein Eigenthum kommen, so lange er unter den Räubern was zu sagen habe! Der verwundert und erschrocken ausblickenden Sieblein erklärte er die Sache nun näher, indem er sagte, daß er eigentlich nur unter die „Bühnenräuber“ gegangen, daß er zum „Karl Moor“ avancirt sei und diesen binnen kürzester Zeit im Theater spielen werde!

Frau Sieblein schlug die Hände zusammen und blickte den schönen, jungen Mann mit neuem Interesse an.

„Den Karl Moor!“ rief sie. „Ach, den hab' ich so oft gesehen, noch vom seligen Ludwig Löwe! War das ein Schatz! Das Feuer! Die Herrlichkeit! Der Redesturm und die süße Seele, wie er der Amalia seine Liebe erklärt! Das war ein Räuber, zum Bewundern und Verlieben! — Herr Werner, besorgen Sie mir einen Sitz — gegen Vormerkgebühr! — Sie muß ich sehen als Karl Moor; — und noch einen Sitz für . . .“ das Wort erstarb ihr auf der Zunge — dann ergänzte sie: „um jeden Preis einen zweiten Sitz — ich will eine Freundin bei mir haben!“

Werner war heiterer geworden bei diesem Ausbruch von Begeisterung, sagte die Erfüllung ihres Wunsches zu und hatte nun für jede unruhige Stunde, die ihm seine Liebe und Eifersucht erregte, einen trefflichen Vorwand: Das Studium seiner Räuberhauptmannsrolle! Und dieser Vorwand kam ihm öfter zu statten; denn bei aller Absicht, das Fenster zu vermeiden, das die Aussicht nach dem Plaze und nach dem großen Hause gegenüber eröffnete, gerieth er doch

öfter — manchmal wirklich nur in Gedanken — an daselbe und mußte zu seiner großen Pein gewahren, wie Kläre — die er immer und überall zu sehen glaubte — an einem Fenster drüben stand neben dem Verlobten oder an dessen Seite eben wieder eine Spazierfahrt unternahm. Es ging ihm wie einem, der in die Sonne gesehen hat und nun das Bild derselben lange nicht mehr loswerden kann. Den immer neu auslobernden Unmuth seines Herzens suchte Werner dann durch Wiederholung der wildesten Stellen seiner Rolle zu betäuben und Frau Sieblein hatte einmal, aus dem Schlafe aufgeschreckt, alle Ursache, bei einem Tumult in Werners Zimmer zu rufen: „Was muß erst ein wirklicher Räuber von Gewissensbissen leiden, wenn schon der brave Werner als Moor meinen Möbeln Arm und Beine bricht! . . .“ Dies war aber nicht der größte Schrecken, der ihrer wartete; eines Abends trat Werners Rappel wieder in einem Augenblicke und unter Umständen ein, die eine peinvolle Verwirrung — und dann auch freilich eine Wendung herbeiführten, die nicht entzündender sein konnte. . .

Werner hatte wieder einmal zugesagt, den Abend zu Hause zuzubringen, und Frau Sieblein gedachte alles aufzuwenden, um den in letzter Zeit etwas ungebührlich ausschwärmenden jungen Herrn gemüthlich daheim zu halten. Werner erschien auch pünktlich um die verabredete Stunde, er war ruhiger als seit einigen Tagen; die erste Scenenprobe hatte stattgefunden und war infolge eines Zwischenfalls gerade da abgebrochen worden, wo Moor mit seiner Bande nach der Schlacht in den böhmischen Wäldern an der Donau lagert und angesichts des Segens, Friedens und menschlicher Thätigkeit umher von der ganzen Gewalt der Erinnerung an die idealen Tage der Kindheit und Unschuld überfallen wird.

„O ihr Tage des Friedens!“ ruft er: „Du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Thäler! — O all ihr Euphonia-Scenen meiner Kindheit! — werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? Traure mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich!“

Die Probe verlassend, fühlte Werner den elegischen Ton dieser Stelle noch lange in sich nachhallen und zu Hause angekommen, begann er die Stimmung der Rolle auf seine eigene Lage zu übertragen; seiner Liebe gedenkend, meinte er wohl auch sagen zu können: „Alle Hoffnung ist dahin — dahin — unwiederbringlich!“

Frau Sieblein hatte den Tisch gedeckt, sorgfältig und sauber wie immer; sie war in köstlicher Stimmung, sagte, daß sie heute ungestört Gesellschaft leisten könne, da eine arme Verwandte angekommen sei und alles besorge! Sie setzte sich auch nicht zwischen Werner und ihre Zimmerthüre, wie das letztemal; die Bedienung sollte ungestört vor sich gehen können.

Und bald war auch alles in bester Ordnung. Werner hatte das Fenster wieder geschlossen, angeblich um den Lärm der Straße abzuhalten, er hatte noch geschwinde die Blätter seines Festes, das er später durchgehen wollte, geordnet, indessen eine junge Mädchen gestalt, mittelgroß, von ecklen Formen, anmuthig in ihren Bewegungen, ab und zugegangen war, um den Tisch besonders reichlich zu versorgen. Sie brachte eben auch einige Flaschen, die sie seitwärts stellte, als Werner auf die Erscheinung aufmerksam wurde und mit verwunderten Augen eine Wendung derselben erwartete, um das Gesicht zu sehen; dies war aber nicht möglich, da das Mädchen den Kopf nicht stark genug wendete und sich sogleich wieder nach dem anstoßenden Zimmer entfernte; Werner hatte nur unter dem schneeweißen Kopftuch, das sich schirmend um Stirn und Gesicht wölbte, ein reizendes Stumpfnäschen, eine runde blühende Backe gesehen, darüber lange dunkle Wimpern, ein großes feuriges Auge beschattend. . .

„Jetzt auch ordentlich zugesprochen, Herr Werner!“ sagte Frau Sieblein lächelnd, die Vorgänge mit schelmischen Blicken verfolgend; „wir werden nicht mehr gestört werden; das arme Kind hat seinen Auftrag erfüllt!“

„Eine Verwandte sagten Sie?“ bemerkte Werner: „Ich habe immer gehört, daß Sie keine Verwandten mehr haben!“

„Nahe Verwandte, allerdings nicht; — das arme Kind ist mir selbst ganz unbekannt geblieben, bis es heute erscheint und um Unterkunft für einige Tage bittet; — ihr Herzauserwählter ist ihr untreu geworden, hat um der reicheren Mitgift willen eine andere genommen und so ist sie auf und davon — und zu mir, um nie wiederzukehren an den Ort, wo ihr das Unglück geschehen!“

Vor Werners Auge trat plötzlich der Miträuber Schweizer, wie er bei Kosinsky's Leidenerzählung den Degen gegen den Verführer wegt und ausruft: „Das ist Wasser auf unsere Mühle, Herr Hauptmann! Da giebt's was anzujünden!“

Werner warf heftig das Messer beiseite, das er eben ergriffen hatte, stand auf, murmelte einige Zornesworte Moors vor sich hin und ging mit großen Schritten auf und nieder.

„Spitzbübische Künste!“ rief er dann aus seiner Rolle: „Spitzbübische Künste!“ — Ich hätte glücklich sein können . . . Vüberei!“ — Das Glück meines Lebens hinwegbetrogen!“

Frau Sieblein erhob sich entsetzt, denn sie glaubte nicht anders, als daß Werner den Verstand verloren habe.

„Um's Himmelswillen, was ist's? Was soll das, Herr Werner?“

„Sie kommt! Ich will ihr Unglück hören! Sie soll gerächt werden! Kein zweites menschliches Wesen soll meine Leiden durchmachen!“

„Wer soll kommen?“ fragte Frau Sieblein, die Hände zusammenschlagend.

„Sie! — die Arme Verwandte! Aus ihrem Unglück will ich das meinige schärfen — und dann mit meiner Bande den Vüberei ein blutiges Ende bereiten! . . .“

Einige haarsträubende Stellen aus den Räubern folgten und bewiesen in der That, daß Werner den Sinn und Geist derselben trefflich aufgefaßt und im Vortrag große Fortschritte gemacht habe. . .

Frau Sieblein wußte in ihrer Bestürzung und Verwirrung noch nicht recht, was sie thun oder lassen sollte, blickte verlegen nach der Thüre ihres Zimmers, machte wieder Miene, Werner zu beruhigen und zu Tisch zu nöthigen — als sich unvermuthet die Nebenthüre wie von selbst und angelweilt öffnete — und auf der Schwelle — Kläre erschien — als die angebliche arme Verwandte! . . . Leicht erröthend, aber ruhig, fest, das Auge von unsäglichem Feuer der Seele durchglüht, stand sie da und sagte lächelnd und mit holdselig bebendem Tone:

„Hier bin ich! . . . Möge mein Herz gerächt und gerettet werden!“

IX.

Bei der nächsten Probe fiel es auf, daß gerade der Darsteller des Karl Moor, welcher bisher allen anderen vorangeleuchtet hatte, in Auffassung und Durchführung seiner Rolle zurückblieb. Der Vortragmeister gerieth in gelinde Verzweiflung und ließ unter lebhaftem Tadel wichtigere Auftritte zwei- und dreimal wiederholen. „Stärker! Markierter!“ rief er bei leidenschaftlichen Stellen: „Regen Sie die Galle auf, denken Sie an etwas, was Ihren Ingrim schaffet,“ rief er bei Stellen, die im höchsten Ausbruch des Zornes vorgebracht werden mußten. Werner gab sich Mühe, seine Sache so gut als möglich zu machen, aber ein Wohlgefühl, eine Glückseligkeit, die keine Worte kennt, erfüllten sein Gemüth und er beschwichtigte den unglücklichen Vortragmeister mit dem Versprechen, bei den spätern Proben und insbesondere bei der Aufführung seinen ganzen Mann stellen zu wollen.

„Es ist doch ein eigen Ding,“ sagte Werner beim Weggehen von der Probe zu seinem Freunde Schweizer: „sich als Schauspieler jederzeit von seinem eigenen Zustand los machen zu sollen — wüthen zu müssen, wo man sich im glücklichsten Gleichgewicht des Herzens befindet, lachen zu müssen, wo man weinen könnte, sich tief gekränkt zu zeigen, wo Einem das Vergnügen wie Sonnenschimmer bis in die Tiefe der Seele scheint. Da sieht man recht, wie der Schauspieler, insbesondere der vielseitige Künstler, nicht über Nacht entsteht, sondern erst möglich wird, nachdem er sich Leib und Seele durchaus und in jeder Lage dienstbar gemacht hat; — die Schilderung eines wirklichen Vorfalls an einer Provinzbühne: wie eine arme Schauspielerin von der Leiche ihres Kindes und vom Sterbette ihres Mannes weg in einer Post das Publikum zu ausgelassenem Gelächter fortreiben mußte, ist mir heute nicht aus dem Sinne gekommen.“

„So weit werden wir's schwerlich jemals bringen. Am besten gelingt's uns, wenn wir uns selber im Ganzen spielen. Ich meinerseits habe mich heute besonders leicht gethan, mir ist das Geld nicht eingelaufen, das mir der Vater schicken sollte, und das ist meinem Räuberhumor trefflich zu statten gekommen. — Dir muß wieder etwas sehr Liebes widerfahren sein, denn Dein Räubertemperament sah gottschämmerlich aus, wegegen Dir die Scenen mit Amalia kostbar gelungen sind. „Du weinst, Amalia?“ — herbe wegenger habe ich diese Worte noch nicht sprechen hören! — Gestehe's nur, Miträuber der böhmischen Wälder — Du hast irgend ein Abenteuer erlebt, das Dir Herz und Sinn ganz gefangen nahm!“

Werner lächelte verlegen und drückte den Hut tiefer über die leicht erröthende Stirne. „Ein andermal davon,“ sagte er: „Ueber gewisse Dinge zur Unzeit reden, heißt den Zauber stören, der über denselben ruht!“ — Er beeilte sich, Abschied zu nehmen und mit seinem vielbewegten und stillbeseligten Herzen allein zu sein. . .